

«Was für eine schöne Rede von Herrn Mussolini!»

Er schwärmte erst von der sowjetischen Diktatur, dann für den italienischen Faschismus. Wie kam es, dass der zarte Wortgigant Rainer Maria Rilke plötzlich den grossmäuligen Duce bewunderte?

Rilke, ein «Salonfaschist»? Ein neues Buch kommt zu diesem Schluss.
Bild: Imago



Der italienische Diktator Benito Mussolini um 1925, als Rilke ihn bewunderte.
Bild: Ullstein/Getty

Julian Schütt

Zu Rilkes politischem Engagement fällt mir sofort ein Nachmittag bei Jean Rudolf von Salis im Schloss Brunnegg bei Lenzburg ein. Dem grossen Historiker und Intellektuellen, der in seiner «Weltchronik» von Radio Beromünster hellsichtig und unabhängig das Zeitgeschehen während des Zweiten Weltkriegs kommentiert hatte, war ein Vorabdruck meiner Untersuchung über Schweizer Literaturwissenschaft in der Nazizeit aufgefallen.

Er wollte, auch mit Mitte 90 noch neugierig, mit mir darüber reden und lud mich zu Kaffee und Kuchen ein – dem besten Zwetschkuchen meines Lebens, den seine Frau Elisabeth gebacken hatte. Ich erinnere mich, dass sich in den Schlossgemächern die Bücher türmten, darunter auffällig viele Werke von jungen Autoren. Schnell waren wir mitten im Thema: In meinem Buch ging es um Schweizer Germanistikdozenten, die sich apolitisch gaben, aber den Faschismus verklärten und sich für Propagandaveranstaltungen im Nazistaat einspannen liessen.

Rilke-Forschung verschleierte das Politische

Von Salis erzählte von seinen eigenen literaturwissenschaftlichen Versuchen in den 1930er-Jahren, besonders von seinem Buch über Rilkes Schweizer Jahre. Er sei damals und noch lange davon ausgegangen, Rilke habe sich stets über den Niederungen des Politischen aufgehalten. Inzwischen sei er überzeugt, so von Salis, dass man gerade bei jenen, die sich politabstinent geben, genauer hinschauen muss.

Das tat im Falle Rilkes aber kaum jemand, und noch die neuesten Biografien und Bücher, die zum 150. Geburtstag des Meisterlyrikers (4. Dezember) veröffentlicht wurden, behandeln das Politische eher mit der Zuckerzange, gehen nicht oder nur am Rande auf die faschistischen Plädoyers

Rilkes für den italienischen Diktator Benito Mussolini ein.

«Grossartige Künstler können Würmer sein»

Nun ist ein Buch erschienen, das für ein breites Publikum der Frage nachgeht, warum der zarte Wortgigant, der mit seinen Versen Backfische und Schlossfräuleins bezirzt und sogar Lady Gaga zu einem Tattoo inspirierte, ausgerechnet dem grossmäuligen Duce und seinem Fascismo verfiel. «Das Flimmern der Raubtierfelle – Rilke und der Faschismus» lautet der Titel. Verfasst hat es der Schweizer Literaturwissenschaftler und Kritiker Hans-Peter Kunisch, der seit langem in Deutschland lebt und für die «Süddeutsche Zeitung» sowie «Die Zeit» schreibt.

Aufgewachsen ist Kunisch in «Rilke-Land», wie er sagt, im Wallis, nur gerade sieben Kilometer vom Grab des Dichters in Raron entfernt. Kunisch geht es nicht darum, Rilke «vom Sockel zu stürzen». Es sei auch falsch, Unfehlbarkeit bei einem Autor zu erwarten. «Grossartige Künstler können politisch, moralisch oder in ihrem Privatleben Würmer sein – und trotzdem grossartige Kunst schaffen.»

So plädiert Kunisch dafür, bald 100 Jahre nach dessen Tod endlich den ganzen, und damit auch den politisch bedenklichen Rainer Maria Rilke zur Kenntnis zu nehmen. Bevor dieser sich für Mussolini und damit die erste faschistische Diktatur in Europa begeisterte, pries er noch die sowjetische Diktatur und jubelte über die «neue Zeit, Zukunft, endlich!» Später beklagte er

immerhin den «Missbrauch», der in Sowjetrussland mit der Freiheit getrieben werde.

Die ehrfurchtge Rilke-Gemeinde glaubt deshalb, dass ihr Idol sich auch vom Faschismus Mussolinis rasch wieder losgesagt hätte, wenn der Dichter nicht schon Ende 1926 gestorben wäre. Kunisch bezweifelt das. Für ihn hat sich Rilke zum unbelehrbaren «Salonfaschisten» entwickelt, der von Mussolini als «Architekten des italienischen Willens» und «Schmied eines neuen Bewusstseins» schwärmte. Dies zu einem Zeitpunkt, als Mussolinis Terrorbanden längst Gegner totprügelten und ein Unrechtsregime ohne Meinungsfreiheit installiert hatten.

Über die immer sichtbarere Gewalt berichteten zumindest ausländische Medien – sehr zum Missfallen von Rilke. Er regte sich darüber auf, dass es «unbeglücklicherweise» so viel Neugiergebe und «jene schädliche Neigung, alles öffentlich zu machen», so verbreitet sei.

Als er das 1926 schrieb, lebte er meist in der demokratischen Schweiz – im Wallis oder am Genfersee –, dennoch verachtete er die demokratische Politik, wollte von seinem einstigen Linkspazifismus nichts mehr wissen. In Italien hätte er, der wegen seiner fragilen Gesundheit nur Bürodienst im Ersten Weltkrieg verrichtete, «mit Überzeugung und Enthusiasmus Soldat» werden können.

Auch von Antisemitismus, der in Mussolinis Italien ab 1938 schlimme Folgen für die Juden hatte, war Rilke nicht frei. Als eine jüdische Briefpart-

nerin, wie marodierende Banden durch Berlin zogen und «schlägt die Juden tot» skandierten, ging er auf die Gewalt nicht ein, anerkannte nur, dass es für Juden oft schlicht ums «Überstehen» gehe.

Zwiespältige Position zu gefährdeten Juden

Bei allem Bemühen, die immer schwierigere jüdische Situation vor allem in Deutschland zu verstehen, dachte er dann doch immer wieder in jüdenfeindlichen Klischees. So wenn er schrieb, wo Juden ihre Überlegenheit «habgierig und feindselig» missbrauchten, seien sie «zum Schädling, zum Eindringling, zum Auflöser geworden».

Am deutlichsten kommt Rilkes Faschismuskritik aber in den «Lettres Milanaises» zum Ausdruck, in Briefen, die er mit der jungen Mailänder Herzogin Aurelia Gallarati-Scotti wechselte und die heute im Schweizerischen Literaturarchiv aufbewahrt sind. Am 5. Januar 1926 berichtete er Aurelia von seiner labilen Gesundheit und begann plötzlich überschwänglich Italien zu loben: «... was für ein Aufschwung, und das nicht nur in der Literatur, auch im öffentlichen Leben! Was für eine schöne, an den Gouverneur von Rom gerichtete Rede von Herrn Mussolini!» Er kann kaum noch seine Feder zügeln vor Begeisterung.

Schweizer Zeitungen druckten damals die pompösen Reden des Duces ohne Skrupel ab. So konnte Rilke im «Journal de Genève» lesen, wie Mussolini einmal mehr den «Sieg» des Faschismus feierte. Die Herzogin Aurelia antwortete resolut: «Nein, lieber Rilke, ich bin keine Bewunderin von Herrn Mussolini.» Sie lehnte den Faschismus ab, da sie Gewalt verabscheute. Und sie fügte hinzu, die politische Ordnung eines Landes sei nur gewährleistet, wenn die Freiheit darin ermöglicht werde.

Nun war in der Korrespondenz wieder Rilke an der Reihe. Er betonte zu-

nächst, der Politik fernzustehen, nahm seine traditionelle Position eines bedingungslosen, nur der Literatur verpflichteten Ästheten ein. Doch umgehend argumentierte er dann sehr konkret politisch: «Freiheit ist zu wenig selbst wenn man sie massvoll und gerecht anwendet, lässt sie einen in der Mitte des Weges zurück, im engen Felde der Vernunft. Ist es nicht dies, was die Diktatoren, die wahren Diktatoren, zeitweilig erkennen, indem sie eine heilsame und sichere Gewalt ausüben?»

Rilke sah, so Kunisch, den Sinn der Herrschaft und Unterordnung eher ein als jenen der Freiheit. Der Dichter empfahl klar ein «Régime», das sich «auf die Autorität», auf «eine gewisse, vorübergehende Gewaltanwendung und Freiheitsberaubung» stütze. Er fuhr fort: «Wenn man einen Weg in die Zukunft kennt, soll man seine Zeit nicht damit verlieren, dass man Ungerechtigkeiten vermeidet; man muss einfach über sie hinweg zur Aktion schreiten. Das ist genau das, scheint mir, was sich im Augenblick in Italien abspielt. Dem einzigen Lande, dem es gut geht und das im Aufstieg begriffen ist.»

Rilke schonte das faschistische Italien zu einem Land von «prächtiger Lebensfähigkeit» und rechtfertigte indirekt Gewalt. Kunisch drückt sich nicht davor, selbst in Rilkes Gedichten nach veräusserlichen Spuren zu suchen. So ist schon dessen Faszination für Raubtiere aufschlussreich, zumal sich auch der Duce gern eine junge Löwin als Haustier hielt.

Es ist ein höchst lesenswertes Buch, das Kunisch vorlegt, weil es uns exzellenten Glanz und Elend dieses Dichters nahebringt. Ich bin sicher: Würde Jean Rudolf von Salis noch leben, hätte er Hans-Peter Kunisch zu Kaffee und Kuchen auf sein Schloss eingeladen.

Hans-Peter Kunisch: Das Flimmern der Raubtierfelle. Rilke und der Faschismus. Reclam, 336 Seiten.



Gegen Mussolini:
Rilke-Freundin Aurelia
Gallarati-Scotti.
Bild: Biblioteca Nazionale
Braidense